

Der Mostbauer.

Eine tragische Geschichte von Johann Peter.

Die goldene Zeit der Ferien war gekommen, und mächtiger denn je regte sich in mir der Wandertrieb. So verließ ich an einem Regentage das Klein-Rürnberg des Böhmerwaldes, Prachtig, die stolze Königin des großen Waldes im Herzen Europas, um zunächst in's grüne Wiesenthal der oberen Moldau zu pilgern, das ich noch nicht kannte.

In Obermolda, dem reizenden Kirchdorf am Fuße des uraltdauernden Kubani, machte ich im ansehnlichen Krüge zum Kubani Nachtlager und trank im Wohlgefühl der freizügigen Ferienzeit, die mich nun volle acht Wochen dem herz- und geistlichschmürenden Berufsleben entzünden sollte, einige Maßlein, ehe ich mich zur Ruhe legte. Noch im Einschlafen vernahm ich das leise Klöpfeln der Regentropfen auf dem Schindeldache und das Blätschern des Rohrbrennens draußen vor dem Wirthshause; dann umschleierten sich die Sinne, und der Traumgott nahm mich auf in seine weichen Arme. Ich träumte von einem fernen Glücke, das ich lange gesucht und endlich gefunden hatte: von Liebe und Frieden!

Als ich die Augen wieder öffnete, fluthete mir goldenes Sonnenlicht in die Augen. Wie neugeboren eilte ich an's Fenster und sah hinaus in den reizenden, von dichtbewaldeten Bergen umstandenen Thaltesse, und was gestern schwere, regendruende Nebel verhüllten, das lag heute in prächtiger Schönheit vor mir, überspannt von einem tiefblauen Himmel, aus dem das Sonnenauge wie ein stiller Gruß der Gottheit herniederleuchtete. Und heute war der im Walde so stimmungsvolle Tag des Herrens.

Nachdem ich im schlichten Kirchlein meine Morgenandacht verrichtet hatte, machte ich mich auf die Wanderung durch das in Tausenden von Thauerpelnschimmernde Wiesenthal der oberen Moldau. Und wie die Vögel in den süßen Harzluft ausströmenden Wäldern jauchzten, so sang und klang es auch in meiner Brust, die jetzt keine Fessel drückte, und recht innig verstand ich nun das Wort: Dem Wanderer man gehört die Welt! Munter ging es die von stattlichen Eichenreihen gesäumte Straße dahin, immer längs der lustig rauschenden Moldau, die ihr klares Silberband in vielfachen Bindungen in's Wiesenthal schlängelt, bis ich endlich in Glendbach, einem reizend in Wiesenmatten gelegenen Dörflein ankam, wo ich kurze Rast hielt.

Im Krüge saßen einige Männer, die zur heiligen Messe nach Obermolda gingen, und erzählten sich die Begebenheiten im Walde während der letzten Woche. Dabei vernahm ich öfter den Namen „Mostbauer“ und so viel Selbstjames, daß ich ernstlich neugierig wurde.

Um meinem Trübe sah ein bärtiger Bauer mit scharf ausgeprägten Gesichtszügen, der das große Wort führte und im benachbarten Dörflein Fils die Würde des Gemeindevorsethers bekleidete.

„Heut' wird er eingegraben, der Mostbauer,“ sprach er laut. „Und nun wird das Haus geputzt und bleibt so lange verschlossen, bis sein Sepp vom Kriminal heimkommt.“

„Wie lang muß er noch sitzen?“ fragten die Männer.

„Er hat Einzelhaft genommen, und das verliert seine Strafe. Sechs Jahre haben sie ihm gegeben, drei Jahre sind er bereits, so wird es wohl noch ein gutes Jahr dauern, bis er heimkommt und den verwaisenen Hof übernimmt!“

„Ich an seiner Stelle“ ginge gar nicht mehr beim,“ meinte der Wirth und zog bedächtig ein „Schmüpfel“ in die Nase. „Hier ist er fertig, und jeder Mensch weiß ihm aus wie der Teufel dem Weibrunn. Ein Würder bleibt er, und wenn er jeztmal seine Strafe abgehüßt hätte.“

„Du redest es das Richtige! Aber was soll er denn mit dem verfallenen Hof und den verwaisenen Grundstücken anfangen?“

„Dafür findet sich immer ein Käufer,“ belehrte der Vorsteher von Fils. „Die Mostgründe sind gut, wenn sie nur ordentlich beirrechtigt werden, und das Haus müßt halt neu aufgebaut werden!“

„So mein ich auch. Ich an seiner Stelle“ verkaufte die Wirthschaft und ging nach Amerika, wo mich niemand kennt, und wo ich ein ander Leben anfangen könnte!“

„Das Beste wär's wohl, was er thun könnte, der Seppi!“ meinten alle wie aus einem Munde und leerten ihre Gläser, um ihren Kirchgang fortzusetzen.

Nur der Fils' Vorsteher blieb sitzen und ließ sich noch eine halbe einsehen, indem er mich dabei mit scharfem Blicke musterte.

„Sind gewiß ein Stadtherr?“ fragte er mich herablassend.

„Bin ich!“ entgegnete ich ebenso gnädig.

„Ist ein Schmüpfel angenehm?“ Schon etwas vertrauter reichte er mir sein Tabakbüchsel.

„Mit Verlaub!“ Und ich probirte seinen „Schmüpfel“.

„Nicht wahr, der ist gut?“

„Mehr wie gut! Ausgezeichnet!“ lobte ich.

„Na, so schnupfen Sie, soviel Ihnen beliebt!“ Er sprach jetzt mit der ganzen

Aufrichtigkeit eines Waldbauers und legte das Büchsel vor mich hin.

„Ich danke.“

„Wie heißen Sie, Herr, und wo sind Sie zuhause?“

„Ich nannte meinen Namen und meinen Wohnort. Da schnellte er vom Sitze auf, und mit weit geöffneten Augen stierte er mich an.

„Sind Sie etwa der Geschichtenmacher vom Böhmerwald?“ fragte er erwartungsvoll.

„Der Geschichtenmacher nicht, aber der Geschichtenerzähler,“ belehrte ich. „Das ist ein und dasselbe Ding!“

„Nicht so ganz.“

„Kurz und gut,“ brach er den Streit ab, „bei uns im Walde heißt das Geschichtenmacher! Nun, es freut mich, Sie kennen gelernt zu haben, denn ich lese Ihre Geschichten gern und kann Ihnen einen Stoff zu einer neuen liefern, wenn Sie einen solchen brauchen können.“

„Vielleicht vom Mostbauer?“ fiel ich rasch ein. „Dafür wär' ich Ihnen besonders dankbar!“

„Ja, vom Mostbauer in Fils, meinem Nachbarn, von dem wir vorhin gesprochen haben.“

„Ich bitte Sie, erzählen Sie mir von ihm.“

„Alles will ich Ihnen erzählen, wie ich's weiß. Ich bin der Vorsteher von Fils und muß somit die Sache kennen!“

„Was für eine Sache?“

„Heut' wird er eingegraben, und gleich muß jezt der Geistliche aus Obermolda kommen, der die Eingsegnung vornimmt. Wir können auf ihn warten und dann mit ihm und den Sängern gehen; es ist nur eine halbe Stunde bis Fils.“

„Der Tag ist so sonnig und schön, daß man ihn sich nicht schon in der Frühe durch den Kiernebel trüben lassen sollte. Wie wäre es, wenn wir uns gleich auf den Weg machen, um ruhig plaudernd vorauszugehen?“

„Sie sollen recht haben!“ stimmte er zu.

Hoch über der walderschwarzen Kruppe des Kubani stand bereits die Sonne, und die Futhen der Moldau wälzten sich brausend über wüchlige Granitblöcke dahin. Ehrfurchtgebietend erhob sich am Westrande des Thales der Röhrenberg, und ein Singen und Klängen ging durch die weithelle Sonntagsmorgenluft, daß heilige Schauer das Herz ergriffen. Wir schritten munter fürbaf, festlich gekleidete Kirchgänger begegneten uns auf Schritt und Tritt; von allen Einsichten eilten sie herbei zur Leiche des Mostbauers, um ihr das Geleite zum Orte des ewigen Friedens zu geben.

Mein Begleiter wurde von allen Seiten begrüßt; oft mußte er bei einem Bekannten stehen bleiben, um zu schnupfen, wie es im Walde so üblich ist, und so konnte er nicht recht zu seiner Erzählung vom Mostbauer kommen, obwohl er so neugierig darauf war.

„Es ist am besten, Sie ruben bei mir in Fils aus, und wenn Ihnen die Rost nicht zu schlecht ist, so können Sie bei mir zu Mittag essen. Fleisch gibt es nicht bei uns; aber gute, braun in Schmalz gebratene geriebene Rubeln sind besser als das feinste Brat'l, und sie werden gewiß auch Ihnen schmecken!“

Ich nahm die Einladung dankend an, denn geriebene Rubeln waren im Vaterhause stets mein Leibgericht gewesen, und ich bekam sie nie mehr zu Gesicht, seit ich mich unter fremden Leuten herumfleh.

Nach halbständiger Wanderung erreichten wir das auf einer sanften Höhe links vom Moldaualf gelegene Dörflein Fils, wo es auf der schmuggigen Straße schon von Leittragenden wimmelte. Wir gingen bis zum oberen Ende, wo wir vor einem Hause stehen blieben.

„Das ist der Mostbauernhof!“ sprach mein Begleiter.

Nach freilich förmlich beim Anblick dieser Ruine inmitten des frischen Lebens. Vor so manchen Hütten der Armuth kam ich auf meinen Wanderungen durch's Gebirge, aber was sich hier meinen Augen bot, das überstieg die Grenzen der kühnsten Vorstellung. Durch tausend Löcher in dem ungeheueren Schindeldache blickte der Himmel in das zerfallene Haus, das sich durch ungewöhnliche Länge bemerkbar machte. Der Straßenfeste zugewandt lag die Scheune, die durch ein halb vermoderetes, nur ansehnliches Thor verschlossen war, durch das man die getreidelokeren Gerüste sehen konnte. An diese schloß sich der gemauerte Stall, dessen Wärmörtel ausgebrochelt war, so daß die Steine lose übereinander lagen und die Mauern jeden Augenblick unter der wuchtigen Last des Daches einzusinken drohten. Das matte Brillen einer Kuh drang heraus. An den Stall schloß sich rückwärts nach der das Haus umgrenzenden, verpumpten Wiese hin die Wohnstube, in welcher keine einzige Fensterscheibe ganz war. Mit Ausnahme des todten Mostbauers und der einzigen halb verhängerten Kuh befand sich kein Wesen in dieser Dorftraube; kein Sämling Getreide, keine Handvoll Heu, kein Blättlein Stroh, kein Prügeln Holz war darin zu finden.

Etwas anderes dagegen drängte sich dem Auge des Fremden auf: zwei riesige Düngerhaufen zu beiden Seiten des Hauses, die beinahe die Höhe des Daches erreichten und über und über mit Moos, Flechten und Gräsern bewachsen waren.

Ich sah meiner Begleiter fragend an, und er verzog sein barträchtiges Gesicht zu einem Lächeln.

„Das war der ganze Stolz des

Mostbauers. Seit zehn Jahren hante er hier den Dünger auf, denn schon so lange Zeit ertheilte er keine Felber mehr. Der Förster von der Burg wollte ihm den auf abgelegenen Dünger um theureres Geld abtaufen, allein der Mostbauer wies ihn stolz mit der bissigen Bemerkung, ab: „Kann ich der Fürst Schwarzberg zu seinem Vergnügen einen Urwald Ledenurwald auf dem Kubani halten, so kann ich mir zu meinem Vergnügen diese zwei Urwaldhaufen halten, so daß ich auch so ein kleiner Fürst bin!“ ... Aber sehen Sie sich einmal die Wiesen und die Felber an!“

Was ich da schaute, war herzerreißend. Meterhoch stand das halbe, vom Sonnenlichte gebleichte Gras auf den Wiesen, am Erdboden schon in der Fäulniß begriffen, und die Felber bedeckte eine förmliche Wildniß von Untaut.

„Schon seit fünf Jahren wurde keine Wiese gemäht, kein Feld bebaut,“ belehrte mich mein Führer; „wie das Gras im Frühling wächst, so verkauft es im Herbst. Des Kaufgebots wies der Bauer schroff zurück, immer darauf hinweisend, daß er sich auch „etwas Ertrags“ gönnen könne wie der Fürst Schwarzberg.“

„Ja, wovon lebte dann der Mann?“ lautete meine begründete Frage.

„Von Milch und Wasser! Eine andere Nahrung kannte er schon seit fünf Jahren nicht mehr. Doch halt! Mitunter kam er auch zu einem Broden Fleisch, wenn ihm eine Kuh verendete. Sein Stall war früher voll Kühe, doch eine nach der andern verendete, weil er sie nicht mehr fütterte. Im Sommer ließ er sie zwar auf seinen Wiesen weiden, und dann nannte er sie scherzweise seine „Mäher“; aber im Winter kamen sie in ihrem Urath und vor Hunger um, so daß bis auf eine einzige, die er sich zur Nothdurft seines Lebens halten mußte, sein Stall jezt leer steht.“

„Im vorigen Frühjahr brang aus dem Hause ein die ganze Luft verpestender Gestank. Ich errieth die Ursache und schrieb um den Bezirksthierarzt, um mit amtlicher Hilfe der Thierquarantäne ein Ende zu machen. Als der Thierarzt erschien, begabten wir uns zum Mostbauer. Er lag auf der Ofenbank und rauchte. Ohne sich von seinem Lager zu erheben, knurrte er mich an: „Vorsteher, was willst du mit dem Mann da?“

„Das ist der Herr Bezirksthierarzt, der sich gern deinen Stall ansehen möchte,“ erwiderte ich.

„Da kam Leben in den trägen Riesen, denn ein Kiehl war der Mostbauer.“

„Mein Stall geht auch einen gelben Pfifferring an!“ brüllte er wie ein gereizter Stier und sprang von der Bank auf, daß sie trachte.

„Mich geht er etwas an,“ bedeutete der Beamte mit Nachdruck. „Ich bin jezt hier in Ausübung einer Amtshandlung, der Sie kein Hinderniß in den Weg legen dürfen, widrigenfalls Sie es mit dem Gerichte zu thun bekommen!“

„Mit dem Gerichte,“ wiederholte der Mostbauer fast tonlos, und ein merkliches Zittern ging durch seinen gewaltigen Körper.

„So mußte wohl, weshalb er plötzlich so klein beigab, und führte den Thierarzt in den Stall. Wie es da ausfah, das läßt sich nicht beschreiben. Bis über die Arme stand eine einzige, bis auf's Stelet obemagierete Kuh im Mist, der schon über ein Jahr hier sich aufgehäuft haben mußte. Aus einem finsternen Stallwinkel brang uns ein atembeklemmender Gestank in die Nasen; eine halbverweste Kuh lag dort, unter deren Haut ganze Stücke von Fleischn herausgeschnitten waren. Auf flehentliches Bitten stand der Thierarzt von der Anzeige ab, beauftragte aber mich, dafür Sorge zu tragen, daß der Stall gereinigt, desinficirt und die noch einzige Kuh ordentlich gefüttert werde, und so kam durch die Gemalt des Geleites Ordnung in den Stall des Mostbauers.“

Mich schauerte es wieder, und es kam mir plötzlich vor, als rüde es überall nach verwestem Thierfleisch.

Da klug das Dorfglücklein in Silberbellen Tönen durch den stillen Waldsonntagstrieden, und der Pfutter von Obermolda, begleitet vom Lehrer und den Sängern, zog die Straße hinauf, um die Eingsegnung des todten Bauers vorzunehmen. Zahlreiche Leittragende aus den umliegenden Walddörfern wohnten der feierlichen Zeremonie bei, und als das Grabbleid erklang: „Gute Nacht! Nun ist Dein Lauf gerendet,“ da überkam mich eine seltsame Wehmuth. Kein geliebtes Weib, kein dankbares Kind, kein theilnehmender Bruder und keine liebevolle Schwester meinte eine Thräne auf den rothen Brettersteg des Todten nieder.

Als der Leichenzug das Dorf verlassen hatte, begab ich mich mit dem Vorsteher in dessen Haus, wo uns die freundliche Hausfrau alsbald mit einem einfachen, aber kräftigen Mahle bedachte. Dann setzten wir uns hinaus unter den hölzernen Ahorn vor dem Hause, und nun erzählte mir der freundliche Mann die tragische Geschichte vom Mostbauer.

Der Mostbauernhof hieß nicht immer so. Früher waren dort die Frimberger anständig, die durch Trunk und Kartenpiel so weit herabstamen, daß der Hof verpantet werden sollte. Der letzte Frimberger hatte einen Sohn und eine Tochter. Während das Mädchen fleißig in Haus und Feld wirkte, verbrachte der Sohn, ein verwegener Bursche, ganze Wochen im Wirthshause, so daß es ihm nicht gelang, eine entsprechende Heirath zu machen, die

das gänzlich verschuldete Anwesen wieder über Wasser gehalten hätte. Denn kein Mädchen und keine Familie wollte etwas von dem Dorfklumpen wissen, der auch zu jeder schlechten That fähig war.

Um den Hof zu retten, entschloß sich der alte Frimberger, ihn der Tochter zu übergeben, wenn sie einen reichen Bräutigam finden sollte, und da die Kost ein bildsauberes und fleißiges Dirndl war, so stimmten bald von allen Seiten dien freier herbei, um den schönen Hof von der Gant zu befreien. Unter ihnen befand sich auch der Mostbauer, damals schon ein schöner, kraftstrotzender Mann, der auf die Kost eines solcher Eindrucks machte, daß sie alsbald mit ihm zum Traualtar trat. Der Mostbauernhof, wie das Frimbergerhaus nun genannt wurde, blühte wieder auf, denn zwei tüchtige Leute, die sich innig liebten und so recht verstanden, regten darin die Hände und verwickelten allmählich die Schäden, die ihm die verlotterte Frimberger-Wirthschaft zugefügt.

Zwei Knaben betamen sie, den Fidor und den Sepp. Die wollten sich schon in ihrer Kindheit nicht recht vertragen. Der Fidor hatte das Blut der Frimberger in sich, während der Sepp in jeder Hinsicht seinem braven Vater glich. Der enterbte Frimberger, des Mostbauers Schwager, der auf dem Hofe das Weiden hatte und seine ganzen Tage im Wirthshause beim Branntwein zubrodte, verhandelte mit dem Fidor an sich zu ziehen und ihn in aller Schlichtheit zu unterweisen, indeß der Sepp fleißig in die Schule ging und auch in der Haus- und Feldarbeiten sich als in würdiger Sohn seines Vaters erwieis.

Den Frimberger wurmte es, daß sein Hof in den Besitz seines Schwagers gekommen war, und er sann auf Rache. Auf alle mögliche Weise peinigete und reizte er den Mostbauer, indem er ihm in Haus und Feld Schaden zufügte, wo es nur ging, und im Wirthshaus mit ihm Streit begann, um eine Ursache zum Kaufen zu finden. Er hatte schon öffentlich die Drohung ausgesprochen, den Mostbauer auf jeden Fall fort zu machen, und der Dorfklumpen war auch der Mann dazu, es wahr zu machen.

Doch der Mostbauer, ein Hüne von Gestalt und Muth, lachte nur dazu und meinte im Spas, er könne den Schwager mit seinem Athem allein in die Luft blasen. Dafür aber mußte er die schmerzliche Wahrnehmung machen, daß sein Fidor ganz in die Fußstapfen des verkommenen Vaters trat, und wenn er den heimtückischen Jungen strafen wollte, so schickte dieser zum Frimberger, dem es gelang, den Knaben mit Hof gegen seinen Vater und seinen jüngerer Bruder zu erfüllen. So herab im Mostbauernhofe ewig Jant und Streit.

Da nahe einmal die heilige Weihnachtszeit, und der Mostbauer ging in die Stadt, um Einkäufe zu machen. Während seiner Abwesenheit erbrach der Frimberger seinen Geldschrank und raubte ihm alles Baargeld. Als der Bauer den Raub entdeckte, eilte er sofort in's Wirthshaus, wo sich der Lump schon ganze drei Tage herumtrieb, packte ihn an der Brust und donnerte ihn an: „Lump, wo ist das Geld? Nur du bist der Dieb!“

Der Frimberger verzog sein Gesicht wie ein blutdürstiger Tiger und griff schnell nach dem Messer. Doch der Mostbauer kam ihm zuvor, nahm ihn in seine Arme und drückte ihn so fest an die Wand, daß er vor Schmerz aufschrie. Während er ihn festhielt, durchsuchte dann der Wirth seine Taschen, und richtig wurde das geraubte Geld bei ihm gefunden.

„Lump!“ leuchtete der Mostbauer vor Zorn und Aufregung. „Einsperren sollt' ich dich jezt lassen, aber diese Schande will ich deiner Schwester, meinem Weibe, nicht antun! Doch Strafe gebührt dir, und die sollst du gleich empfangen!“ Und er prügelte seinen Schwager so ausgiebig durch, daß er eine volle Woche die Stieber nicht rühren konnte.

Während der Frimberger so das Bett hüten mußte, reifte in seiner schwarzen Seele der Plan, den Mostbauer in der Christnacht umzubringen.

Der heilige Abend kam, und in der ärmsten Hütte herrschte Glück und Frieden. Auch der Mostbauer besah

sich in höherer Stimmung und feierte mit den Seinen den heiligen Abend, bis er um zehn Uhr aufbrach, um nach Obermolda in die Messe zu gehen. In seinen Schwager dachte er nicht. Er wählte der Messe bei und trank nachher einen schwarzen Kaffee, um sodann ganz allein den Rückweg anzutreten.

Die heilige Nacht wehte in ihrem Sternenglänze feierlich um ihn, und die Fluthen der Moldau rauschten geheimnißvoll unter der Eisbede. Eine weiche Stimmung ergriff ihn. Plötzlich im Walde sprang ihm ein Mann mit erhobener Art in den Weg und holte zum todbringenden Schlag aus, indem er schrie: „Hund! Hin mußst du jezt sein!“

Der Mostbauer erkannte sofort, wen er vor sich hatte, aber auch die ganze Gefahr, und blühschnell zog er sein langes Messer. Hier galt es das Leben! Und wie die Art herniederstauschte, machte er schnell eine ausweichende Bewegung, und im gleichen Augenblicke lag sein Schwager mit durchstodenen Herzen im Schnee. Lautlos verschied er.

Der Bauer wußte nicht, wie ihm geschehen. Wie eine Bildsäule stand er da und stierte auf den Erstickenen nieder. Dann senkte er laut auf: „Ein Mord in der heiligen Christnacht!“ lehrte um und stellte sich selbst der Genbarmerie. Ein halbes Jahr sah er in Unterthunungsacht, dann kam er vor das Schwurgericht, das ihn freisprach, weil er in gerechter Nothwehr gehandelt habe. Gebroden an Leib und Seele, lehrte er nach Fils zurück, wo man an demselben Tage sein Weib begrub, das aus Kummer und Kränkung gestorben. Dieser zweite Schlag bewirkte, daß der sonst so aufgeweckte Bauer in Stumpfheit versiel, aus dem er nicht mehr erwachte.

Von dieser Zeit her datirt der langsame Verfall seines Hofes, auf dem er keine rechte Freude mehr fand, zumal sich sein Fidor mehr und mehr zu einem ausgesprochenen Lumpen entwickelte. Aber merkwürdig: noch eine zweite Veränderung ging mit dem Mostbauer vor. Je ärger es sein Fidor trieb, und je mehr sich sein Sepp um die verfallende Wirthschaft annahm, desto mehr wuchs bei ihm die Vorliebe für den ungerathenen Sohn und die Abneigung gegen den braven. Dem Fidor, der sich ganze Nächte und oft halbe Wochen lang in den Dorfshenen herumtrieb und heimlich Heu und Getreide verkaufte, steckte er ungeschehen Geld in die Tasche, während er dem rechtshoffenen Sepp die Tabakreuzer vorzeigte. Während sich der Sepp in Feld, Wald und Haus abraderte, lag der Fidor daheim auf der Ofenbank, und sobald sich irgendwo eine Geige rührte, war er dabei, sing Sänbel und Schlagereien an, wobei er von seinem Vater wieder unterzückt wurde, so daß niemand mehr den Mostbauer von sich erkennen konnte. Er und sein Fidor wurden der Schrecken aller Wirthshäuser weitem, und die Behörden hatten sich mit ihnen leider nur zu oft zu beschäftigen.

Sepp mußte schweigen, weil sich sonst die Leiden über ihn hermachten und ihm oft arg mißhandelten. Dieses Lebens müde, mochte er es endlich auch so wie Vater und Bruder, und so geriet der Hof endlich in den gegenwärtigen Zustand. Aber ein Gefühl des Zornes und der Rache wurde in Sepps Brust lebendig gegen den Bruder, in dem er mit Recht die Ursache des Unglückes des Sepp sah. Doch auch Fidor sann auf Mittel und Wege, der lästigen Bruder zu beseitigen, und so bereitete sich ein neues Unglück vor, das sich wieder an einem Weihnachtsabend erfüllen sollte.

Vor vier Jahren war es, in der heiligen Christnacht, als die drei Mostbauern in die Messe gingen. Nach der selben lehrten sie im Wirthshause ein, wo der Fidor bald einen Streit mit dem Burfisen begann. Sepp ermohnte ihn zur Ruhe, indem er auf die Heiligkeit des Tages hinwies, was ihm aber der Bruder sehr übel nahm. Als Sepp auf die Straße hinausging, eilte ihm Fidor nach und fürzte sich im finsternen Hausflur mit dem Messer auf ihn. Sepp, auf seine Rettung bedacht, und von Zorn erfaßt, besann sich nicht lange, bohrte sein Messer dem Rasenden in den Unterleib, und was vor

viele Jahre in der gleichen Nacht sein Vater verbrochen, das that er heute; er ward zum Bruderhörder. Noch nie hatte der Wald so Schauervolles gesehen. ...

„Sepp stellte sich selbst dem Gerichte,“ schloß der Vorsteher seine Erzählung. In anderthalb Jahren ward er wohl seine Strafe abgehüßt haben und dann den Hof übernehmen. Wie er sich hier behaupten wird, das weiß der liebe Gott allein. Von dem Tage an, da man den Sepp in den Kerker abführte, legte sich der Mostbauer hin auf die Ofenbank und erwartete in stumpfsinniger Ergebung sein Ende. Wie er lebte und wie weit es mit seinem Kaufe und seinem Felbern kam, das haben Sie gesehen. Vor drei Tagen fand man ihn tod auf der Ofenbank — ein Herzschlag hatte seinem Leben ein Ende gemacht.“

Diese wahre Geschichte eines Waldbewerklings machte auf mich einen so tiefen Eindruck, daß mir auf meiner ganzen Ferienwanderung der Mostbauer nicht mehr aus dem Sinn kam und ich mich entschloß, durch Niederschreiben seiner Geschichte meinen Kopf davon zu befreien.

Der König Edward von England Zeittagen liest.

König Edward von England bringt den Zeitungen großes Interesse entgegen und täglich liest er eine oder zwei vollständig durch, wechselt aber mit den verschiedenen Zeitungen ab. Aus den übrigen Zeitungen werden von einem Geheimsekretär Auschnitte gemacht, die mit einer in die Augen fallenden Spitzmarke versehen und auf eine Tafel gelegt werden, die ein Diener dem König vorlegt. Enthält irgend eine dieser Auschnitte große Neuigkeiten und Entdeckungen, so muß eine Besichtigung erfolgen, keine „Entgegnungen“ beachtet der König nicht. Vor einigen Monaten äußerte sich der König zum Herzog von Fife: „Heute Morgen habe ich mich beim Lesen meiner Auschnitte förmlich emüthert. Eine Zeitung schreibt, ich hätte gestern in Bradford Einkäufe gemacht; eine andere, daß es mit meiner Gesundheit sehr schlecht stehe; eine dritte, daß ich den Appetit verloren habe und nur sehr wenig Nahrung zu mir nehme. Thatsache ist aber,“ fügte der König lachend hinzu, „daß ich gestern überaus nicht in London war, daß mein Gesundheitszustand außerordentlich befriedigend ist, nur daß ich heute Morgen zu thun hatte, mein Vespern zu essen, weil es zu groß war.“

Wart. u.

Warten müssen Erniedrigt, erschleift. Warten können Ist stolze Kraft.

Mißverständen.

Sie: „Wenn Du mir noch einmal so betrunken heimkommst, dann zeige ich Dir, wo der Zimmermann das Loch gelassen hat!“ — Er: „Hast recht, Weiberl, hast recht — hupp — ich kann es ohnehin immer so schwer finden!“

Schöne Aussichten.

Braut: „Ja, ich werde Dich immer lieben und Dir Deine Leiden und Sorgen zu mildern suchen.“ — Vater: „Aber, Geliebte, ich hab doch keine, glücklicherweise!“ — Braut: „Nun, ich meine nicht jezt, sondern wann wir einmal verheiratet sind.“

Gut weiblich.

Friedensrichter: „Welche Sühne verlangen Sie von Ihrer Beleidigten?“ — Klägerin: „Sie soll sich in diesem Jahre keinen neuen Hut kaufen.“

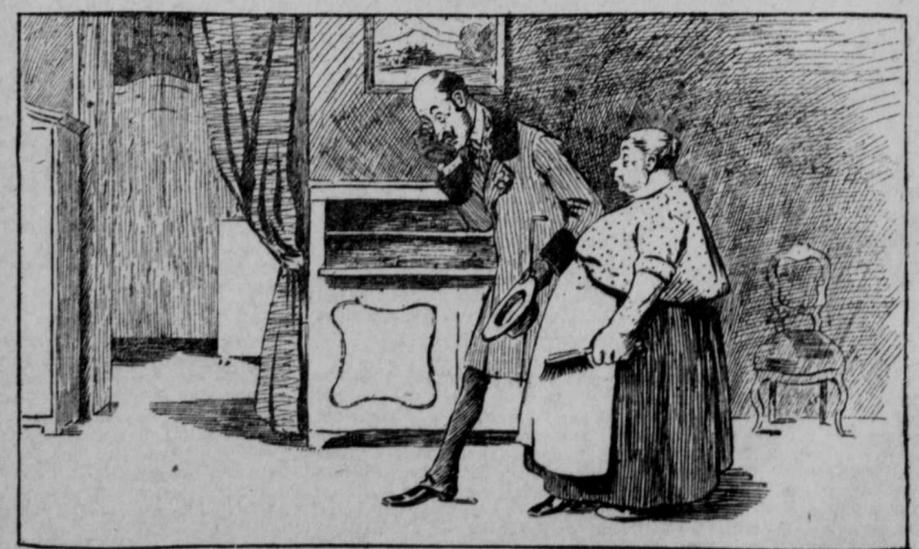
Beweis.

„Glauben Sie, daß unser Freund Schmidt ein Geheimniß bewahren kann?“ — „Gewiß! Ich habe ihm vor zwei Jahren fünf Dollars anvertraut, und seitdem hat er nie ein Wort davon gesprochen.“

Aus der Instruktionskunde.

Unterschied: „Was geschieht also, wenn der Herr Hauptmann zu Euch ins Zimmer tritt? Nun, Huber?“ — Retriur: „Er schimpft.“

Gemüthlich.



Herr: „Ja, die Zimmer gefielen mir ja so weit ganz gut — aber um Him melswillen, was rennt denn da?“
Bemüthlerin: „Na, was wird's denn sein? Kennst ja's keine, ja! halt Gedränges.“